

Die Gesellschaft auf dem Wege zur individualistischen Selbstauflösung? : Familienformen im sozialen Wandel. 1. Teil

Autor(en): **Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **65 (1994)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Gesellschaft auf dem Wege zur individualistischen Selbstauflösung? * (1. Teil)

FAMILIENFORMEN IM SOZIALEN WANDEL

Von Prof. Dr. Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, Soziologisches Institut der Universität Zürich

In jüngster Zeit erfahren Ehe- und Familie – und allgemeiner: Formen des menschlichen Zusammenlebens im Primärbereich – einen Wandel, der sich anscheinend gegenüber den *säkularen* Veränderungen in diesem Bereich erheblich beschleunigt hat. Es zeichnet sich wahrscheinlich ein revolutionärer Bruch (van de Kaa 1986) mit der Vergangenheit ab, der allerdings das allgemeine Bewusstsein noch kaum erreicht hat. Das heisst gleichzeitig, dass die damit verbundenen Probleme weitestgehend immer noch als individuelle Schwierigkeiten oder als Paarprobleme und nicht als gesamtgesellschaftlich bedingte Phänomene verstanden werden.

Meine These ist, dass der «revolutionäre Bruch» sich daraus ergibt, dass auf dem Wege in die Moderne (1) ein *struktureller* Wandel stattgefunden hat, der eine *Individualisierung* möglich und zugleich notwendig gemacht hat und dass (2) dem strukturellen Wandel ein *kultureller* Wandel entspricht, der den Prozess der Individualisierung ebenfalls gefördert und gleichzeitig legitimiert hat. Beides hat Ehe und Familie in massiver Weise beeinflusst.

Soziodemographische Daten, die eine deutliche Individualisierung von Lebensformen und -stilen erkennen liessen, veranlassten mich Ende der siebziger Jahre zu einem *ersten* Versuch einer theoretischen Erklärung dieses Sachverhaltes (Hoffmann-Nowotny 1980). Seither hat dieses Thema nicht aufgehört, mich empirisch wie theoretisch zu beschäftigen (Hoffmann-Nowotny 1984, 1987, 1988a). Dieser Beitrag setzt diese Auseinandersetzung fort. Er zielt darauf, im Detail nachzuweisen, dass Individualisierung als (sozio)logische Konsequenz eines bestimmten Typus gesamtgesellschaftlicher Entwicklung anzusehen ist. Zum anderen geht es darum aufzuzeigen, welche Konsequenzen der Individualisierungsprozess für kollektive Lebensformen, wie Ehe und Familie, hat bzw. in der Zukunft haben wird. Schliesslich ist zu fragen, ob eine Selbstauflösung der Gesellschaft in Gang gekommen ist.

Inzwischen gehört es zum Standardwissen der Soziologie, dass ein «Individualisierungsschub» (Beck 1983: 40ff.) die westlichen Gesellschaften in den letzten zwei Jahrzehnten erfasst hat. Neu ist allerdings nicht der *Prozess* der Individualisierung als solcher: Der anscheinend unaufhaltsame «Aufstieg» des Individuums ist offenbar seit Jahrhunderten zu konstatieren (Dumont 1985) und kann seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts auch als klassisches Thema der Soziologie gelten (Elias 1987; Weber 1905/1981⁶; Durkheim 1893/1902²; Tönnies 1887/1979). Ohne historisches Präzedenz erscheint hingegen die *Geschwindigkeit* seines Verlaufes und seiner Ausbreitung in jüngster Zeit: nur scheinbar paradox ist die Feststellung, Individuen seien inzwischen zu einer Massenerscheinung geworden, haben doch kulturkritische Arbeiten gerade als Folge des Aufkommens von «Massen» (Ortega y Gasset 1930/1956) ein *Verschwinden* des Individuums konstatiert.

Bei den Vorhaben, den Individualisierungsprozess als Konsequenz gesamtgesellschaftlicher Veränderungen in einen theoretischen Zusammenhang zu bringen – also zu erklären – soll ein Ansatz leitend sein, den ich als **Struktur-Kultur-Paradigma** bezeichne. Dieses Para-

digma geht – sehr verkürzt – davon aus, dass mit den Begriffen *Struktur* und *Kultur* fundamentale soziologische Kategorien benannt sind, die auf die zentralen sozietaalen Dimensionen verweisen. Es wird eine *wechselseitige* Abhängigkeit dieser Dimensionen voneinander angenommen, das heisst, es wird postuliert, dass strukturelle Sachverhalte kulturelle bestimmen und vice versa. Es wird weiter angenommen, dass der enge Zusammenhang zwischen den strukturellen Charakteristika auf der einen und den kulturellen auf der anderen Seite tendenziell durch ein Spannungsverhältnis gekennzeichnet ist. Spannungen ergeben sich aus ungleichgewichtigen Konfigurationen von Struktur und Kultur innerhalb von sozietaalen Systemen, aber auch zwischen verschiedenen Systemen.

Das Problem der Spannung zwischen *verschiedenen* Systemen sei – ehe die theoretischen Ausführungen fortgesetzt werden – an einem Beispiel erläutert: die Struktur der *Wirtschaft* stellt bekanntlich prinzipiell auf Beschäftigte ab, die insofern «kinderlos» sind, als Kinder und die Fürsorge dafür einem anderen gesellschaftlichen Subsystem – der *Familie* – überlassen bleiben. Folgt eine Frau also nicht dem traditionellen Rollenmodell und ist neben dem Manne erwerbstätig,



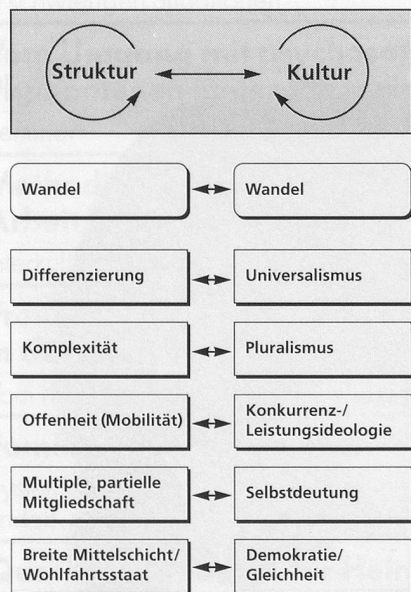
Folgt die Frau dem traditionellen Rollenbild oder nicht?

* Überarbeitetes und erweitertes Manuskript eines Vortrages gehalten am 9. Seminar («Familie und Abhängigkeit») der Schweizerischen Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme, Lausanne, 28. April 1994.

so entsprechen die betreffenden Strukturen einander nicht mehr, und es steht zu vermuten, dass die Familie als schwächeres System eine Strukturänderung vornimmt, also zum Beispiel dieser Spannung durch eine Reduktion von Kinderwunsch und -zahl ausweicht bzw. der Familienbildungsprozess erst gar nicht in Gang kommt. Unter gewissen Randbedingungen – zum Beispiel Knappheit des Arbeitskräfteangebots infolge starken Geburtenrückgangs und daraus resultierend die Notwendigkeit, vermehrt Frauen rekrutieren zu müssen, kann die Spannung in das ökonomische System transferiert werden, dass dann seine Struktur ändern muss. Auf einen Satz gebracht:

Die Dynamik des Sozialen wird durch die Interaktion von Struktur und Kultur einer Gesellschaft und den zwischen diesen Dimensionen existierenden Spannungen bestimmt.

Will man den Anfang und die jetzige Station des Weges, auf dem die Voraussetzungen der Individualisierung zustande kamen, in plakativer Weise bezeichnen, so kann man dazu auf Tönnies Begriffspaar «Gemeinschaft» und «Gesellschaft» zurückgreifen. Der Vereinfachung des Sprechens wegen sei es hier zur Bezeichnung eines Entwicklungsprozesses mit vielerlei Brüchen, Rückwendungen, Ungleichzeitigkeiten und Ungleichgewichten gewählt, der indes einer Richtung nicht entbehrt. Die gegenwärtige Stufe dieses Prozesses – die (mit Tönnies) als «Gesellschaft» bezeichnet sei – will ich mit Hilfe meines Ansatzes durch Rekurs auf einige ihrer als zentral angesehenen strukturellen und kulturellen Charakteristika und deren Interdependenz beschreiben, um daraus den



Merkmale der Struktur und Kultur von «Gesellschaft».

Individualisierungsprozess als gleichsam notwendige Folge herzuführen.

- Hinsichtlich der Subkategorie «Wandel» ist sicher eine Binsenwahrheit – aber eine wesentliche Wahrheit trotzdem – ausgesprochen, wenn man feststellt, dass im Verlaufe der jüngeren Zeit «Gemeinschaft» – verstanden als soziales System mit relativ stabiler und selbstverständlicher Struktur und Kultur, die sich nur langsam wandeln – durch ein System – «Gesellschaft» – abgelöst wurde, dessen Entwicklung durch schnellen Wandel und eine partielle Auflösung struktureller Fixierungen und kultureller Bindungen gekennzeichnet ist. Aus diesen Sachverhalten folgt mindesten dreierlei:

1. sind die für menschliches Zusammenleben unabdingbaren, aber nur noch ad hoc zu entwickelnden Normen von geringer Stabilität: die gesellschaftliche Situation muss als nomadisch bezeichnet werden. Dies drängt

2. zu einer permanenten Suche nach handlungsleitenden und handlungsstabilisierenden Orientierungen, und

3. stehen die auf einer instabilen Kultur aufbauenden und deshalb nicht mehr hinreichend legitimierten Strukturen permanent zur Diskussion und individuellen Disposition.

Daraus ergibt sich eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für individuell verschiedene Strukturierungs- und Orientierungsmuster.

- «Gesellschaft» ist – im Gegensatz zu «Gemeinschaft» – durch eine sehr differenzierte Struktur gekennzeichnet, deren hervorstechendstes Merkmal bürokratische Organisationen aller Art sind. Das kulturelle Pendant der Differenzierung und Bürokratie ist ein Universalismus im Wertbereich, der in spezifischen Normsystemen zum Ausdruck kommt, die auf die Erreichung spezieller Zwecke ausgerichtet sind. Die spezialisierten Organisationen haben eine Vielfalt von Funktionen übernommen, die früher in gemeinschaftlich strukturierten sozialen Systemen, insbesondere der Familie und Verwandtschaft, erfüllt wurden (vgl. dazu Schmid 1982: 68 f.). Das heisst, dass Menschen in gesellschaftlichen Strukturen erheblich weniger als in gemeinschaftlichen auf einzelne andere (zum Beispiel Kinder) oder Gemeinschaften (wie die Familie) angewiesen sind, um bestimmte Existenzvoraussetzungen erfüllt zu erhalten. Damit erhöhen sich die Chancen für eine individualisierte – gleichzeitig aber vielleicht auch isolierte und anonymisierte – Lebensform.

Wenn Ehe und Familie in funktionaler Hinsicht an Bedeutung verloren haben, dann heisst dies, dass damit strukturelle Zwänge zum Eingehen kollektiver Lebensformen nachgelassen haben, dass institutionalisierte Bindungen zugunsten individuell wählbarer abnehmen. Damit sind weitere Sachverhalte benannt, die ohne Zweifel zur Erklärung des «Individualisierungsschubs» beitragen.

- «Gesellschaft» ist durch eine sehr komplexe Struktur ausgezeichnet, der kulturell ein weltanschaulicher Pluralismus entspricht, weil sich hohe strukturelle Komplexität der Unterordnung unter ein Sinnprinzip entzieht, und zwar zwangsläufig. Das impliziert Optionen auf Weltanschauungen und Lebensformen, ein Prinzip, das dem Sozialtypus «Gemeinschaft» fremd ist. Damit einher geht – wiederum zwangsläufig – der Verlust kollektiv bindender Orientierungen: «le jugement individuel s'est émancipé du jugement collectif» (Durkheim 1893/1902²: 405). Weltanschauungen und Lebensformen werden zwangsläufig immer vielfältiger, und im Extrem kann jede und jeder einzelne eine völlig individualisierte Philosophie entwickeln. «Gemeinschaft» dagegen setzt geteilte, das heisst überindividuelle Sinn- und Wirklichkeitsdeutung voraus (Tönnies 1979: 18–20), etwas, was dem Sozialtyp «Gesellschaft» gerade nicht eignet.

Hier ist allerdings festzuhalten,

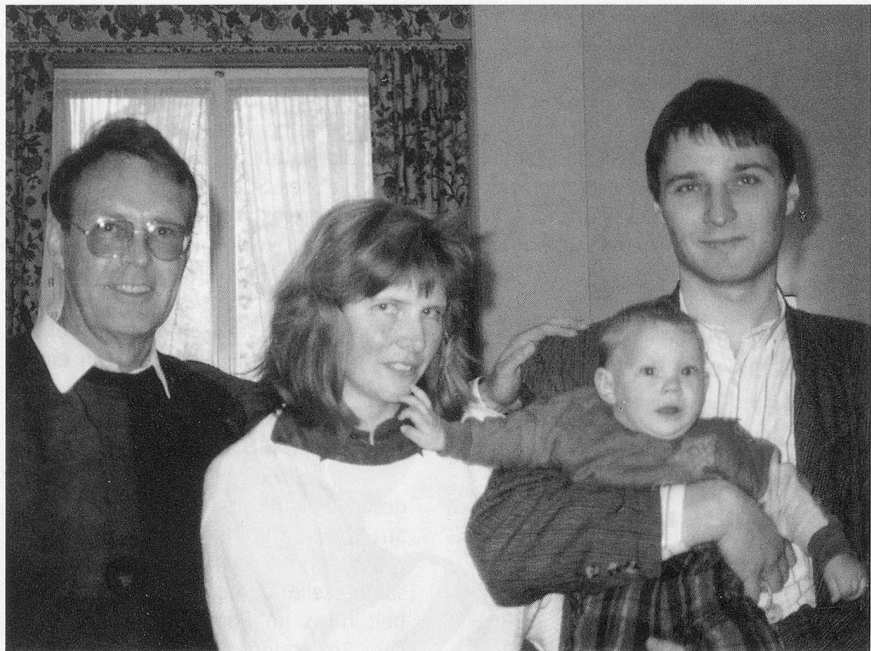
“ dass es keinen sozialen Zusammenhang ohne ein Mindestmass an Übereinstimmung, Ineinsetzung und Ähnlichkeit zwischen denjenigen geben kann, die ihn bilden. ”

Wie oft müssen deshalb in der individualisierten Gesellschaft schon für zwei Menschen, wie Beck-Gernsheim (1986: 216) sensibel anmerkt, «Situationen entstehen, wo selbst bei bestem Willen auf beiden Seiten letztlich doch zwei Monaden miteinander verhandeln: die nicht ein gemeinsames Universum aufbauen, sondern ihre getrennten Universen verteidigen».

Mit der Abnahme struktureller Zwänge zur Bildung kollektiver Lebensformen hat zwangsläufig und konsequenterweise in bezug auf die Partnerwahl eine Individualisierung und Emotionalisierung stattfinden müssen. An die Stelle nicht zuletzt ökonomischer Präferenzen, die als vergleichsweise leicht kalkulierbar gelten können, sind zunehmend emotionale und Einstellungskriterien getreten, die – wie Schuhmacher und Vollmer (1981: 503) formulieren – «als besonders risikoträchtig angesehen werden müssen». Daraus folgt eine Strategie, «deren Ziel es ist, angesichts der Probleme, vor denen Partnerschaften heute mehr denn je stehen, die mit ‚Bindung‘ verbundenen Risiken zu minimieren» (503). Ein solches Verhalten ist dabei nichts anderes als die Konsequenz der aufgezeigten makrosoziologischen Veränderungen auf der Individualebene.

Würden Wertpluralismus und damit verbundene De-Institutionalisierung die Grenze zum absoluten Individualismus überschreiten, so wäre wohl auch «Gesellschaft» in Frage gestellt. Durkheim hoffte zwar, die neue (organische) Gesellschaft würde unter den Menschen ein System von Rechten und Pflichten schaffen, «qui les lient les uns aux autres d'une manière durable (1893/1902²: 403)». Diese Hoffnung ist aber offensichtlich sehr zaghaft, denn er merkt weiter an, dass, wenn dies nicht gelänge, die Integration der Gesellschaft nur mangelhaft sei oder unmöglich werde.

● Im Gegensatz zum Sozialtypus «Gemeinschaft» ist «Gesellschaft» durch relativ **offene Strukturen** gekennzeichnet, was die Chance der **Mobilität** impliziert: Soziale Positionen und Lebenschancen sind nicht zugeschrieben, sondern – zumindest prinzipiell – erwerbbar. Notwendigerweise entspricht dem auf der kulturellen Seite das **Leistungs- und Konkurrenzprinzip**. Die Mobilität ist sowohl geographisch wie sozial, und häufig ist geographische Mobilität Voraussetzung der sozialen. Mobilität vollzieht leichter, wer *unabhängig* von sozialen Bindungen verpflichtender Art ist oder diese leicht aufgeben kann. Geographische und soziale Mobilität fördern Individualisierung und Vereinzelung: Ebenso wie Mobilität als *struktureller* Faktor der Stabilität von kollektiven Lebensformen abträglich ist, ist dies auch ihr *kulturelles* Pendant, die Leistungs- und Konkurrenzideologie, wenn sie die Lebenswelt von Primärgruppen «kolonisiert» (Habermas 1981). Auch der Wunsch nach Kindern wird von diesen Gegebenheiten reduziert (Hoffmann-Nowotny 1988b), was wiederum die Chancen für individualisierte Lebensstile erhöht.



Familien werden, sind sie erst einmal gegründet, mehrheitlich «traditional», als sich bald die bekannte «ungleiche» Arbeits- und Rollenteilung einstellt.

Fotos A. und E. Ritter

● «Gesellschaft» impliziert **multiple** und damit **partielle Mitgliedschaften** in verschiedenen Strukturen. Das heisst gleichzeitig auch lediglich partielle soziale Integration und Kontrolle und partielle Einbindung in die jeweiligen entsprechenden Kulturbereiche. Dies ist eine wichtige Voraussetzung einer Kultur des *Individualismus*, die «Gesellschaft» kennzeichnet und «Gemeinschaft» fremd ist. Die nur partielle Inanspruchnahme durch Institutionen gesellschaftlichen Typs bedeutet *Freiheit* und *Kompartementalisierung* (das heisst Aufspaltung) der Existenz zugleich.

Die Chance der Selbstdeutung auf individueller Ebene geht – soziologisch gesehen konsequent – einher mit einer

“ **Die Mobilität ist sowohl geographisch als auch sozial, und häufig ist geographische Mobilität Voraussetzung der sozialen.** ”

Entindividualisierung im sozietalem Bereich, die unter anderem in der leichten Ersetzbarkeit von Trägern spezialisierter Rollen zum Ausdruck kommt.

Die aufgrund multipler und partieller Mitgliedschaften erhöhte Möglich-

keit individualistischer Selbstdeutung fördert ohne Zweifel die Destabilisierung sozialer Zusammenhänge. Wenn in vielen Bereichen diese Art von Mitgliedschaft dominiert, dann mag dies die Tendenz fördern, sich «Gemeinschaften» mit ihrem umfassenderen Anspruch zu entziehen, oder deren Charakter und Anspruch zu verkennen. Die Konsequenz wird ein Rückzug daraus und die Meidung verpflichtender gemeinschaftlicher Bindungen sein.

● «Gesellschaft» ist schliesslich strukturell durch eine breite **Mittelschicht** und die Existenz des **Wohlfahrtsstaates** ausgezeichnet, die das Phänomen *extremer* sozialer Ungleichheit im wesentlichen auf das Verhältnis der oberen und unteren Randgruppen des Systems der sozialen Schichtung reduzieren. Diesen strukturellen Bedingungen entspricht auf der kulturellen Seite die Idee der **Demokratie** und der **Gleichheit**.

Das in den hochentwickelten Gesellschaften erreichte Wohlstands- und Wohlfahrtsniveau bedeutet für den weit aus überwiegenden Teil der Bevölkerung den Zugang zu einer Vielfalt von Gütern und Dienstleistungen, die marktmässig – oder vom Wohlfahrtsstaat angeboten – zur Verfügung stehen und *individuell* zugänglich sind. Damit ist ein weiterer bedeutender Faktor genannt, der den schnellen Verlauf des Individualisierungsprozesses erklären hilft: die Gesellschaft hat *Strukturen* entwickelt, die – da sie «Gemeinschaften» als für die persönliche Lebensführung und -gestaltung *entbehrlich* gemacht haben – es erlauben,

als «Einzelgänger» zu leben und einen individualisierten Lebensstil zu pflegen.

Auch die **Gleichheitsideologie** als *kultureller* Faktor ist der Individualisierungstendenz förderlich, was mit Bezug auf die zeitgenössische Ehe und Familie erläutert sei. Insbesondere Familien werden, sind sie erst einmal gegründet, insofern (noch) mehrheitlich «traditional»,

“ **Die Tatsache, dass die Kultur der Gesamtgesellschaft und die des Subsystems Familie nicht mehr übereinstimmen, führt notwendigerweise zu Widersprüchen.** ”

als sich bald die bekannte *ungleiche* Arbeits- und Rollenteilung einstellt (Ryffel-Gericke 1983; Caplow et al. 1982). Viele der heutigen Familien sind deshalb strukturell «Gemeinschaften», allerdings ohne dass sie noch Teil eines grösseren Sozialsystems des gleichen Typus wären,

das einer solchen Struktur Legitimation verleihen könnte. Sie sind vielmehr Subsystem von «Gesellschaften», die zumindest dem Prinzip nach durch «Gleichheit» gekennzeichnet ist. Die Tatsache, dass die Kultur der Gesamtgesellschaft und die des Subsystems Familie nicht mehr übereinstimmen, führt notwendigerweise zu Widersprüchen und damit verbundenen Problemen, weil zum Beispiel der *gesellschaftlich* legitimierte Anspruch der Frau auf ein «eigenes Leben» (Beck-Gernsheim 1986: 211) in einem *traditional* strukturierten *Primärbereich* konfliktiv wirken muss. «Gleichheit» – als Teil der *Kultur* von Gesamt-«Gesellschaft» – ist bislang offenbar (vorsichtig gesagt) nicht gerade einfach mit der *Struktur* von Primär-«Gemeinschaft» zu vereinbaren; anders formuliert: Die gesamtgesellschaftliche Kultur der Gleichheit muss im Primärbereich menschlicher Beziehungen erst noch die ihr angemessene Struktur finden. Je weniger dies der Fall ist, desto grösser sind die Chancen einzelgängerischer Lebensformen, weil aufgrund der genannten Problemlage engere Primärbeziehungen wie Ehe oder Familie wieder aufgelöst oder erst gar nicht eingegangen werden. In dem Masse, in dem eine Verbesserung des sozietaalen Status von Frauen erfolgt, ist deshalb ein vermehrtes Aufkommen *individualisierter* Lebensformen zu erwarten. (Fortsetzung folgt) ■

Vorankündigung an Kinder-/Jugendheime und deren Leitungen und Mitarbeitende

Der Fachverband «Kinder/Jugendliche» des Heimverbandes Schweiz führt 1995 seine erste Fachtagung durch zum Thema

«QUALITÄTSSICHERUNG»

Datum: 5. Mai 1995
Durchführungsort: Casino Zürichhorn, Zürich

Reservieren Sie sich diesen Termin schon heute. Das Detailprogramm erscheint in der »Fachzeitschrift Heim« 3/95. Allen Mitgliedern – Institutionen und Personen – aus dem Kinder-Jugendheimbereich werden die *Tagungsunterlagen automatisch* im März 1995 zugestellt.

Heimverband Schweiz
Fachverband «Kinder/Jugendliche»

Heimverband Schweiz

KURSPROGRAMM 1995

Unser Kursprogramm 1995 erscheint als Beilage zur Fachzeitschrift Heim im Monat Dezember.

Qualitätsförderung in der Psychiatrie

DIE HERAUSFORDERUNG ANNEHMEN

Die Schweizerische Sanitätsdirektorenkonferenz – ein seit 75 Jahren bestehendes Gremium zur interkantonalen Koordination der medizinischen Versorgung – erwartet bis Ende 1996 von allen öffentlichen Krankenhäusern ein Qualitätsförderungsprogramm. Überdies wollen die Sozialversicherer künftig die Kostenrückerstattung von Qualitätssicherungs-Massnahmen abhängig machen.

Wem dient die Qualitätssicherung? Dem Patienten? Der Klinik? Den Krankenkassen? Den Behörden? Sind Sparbemühungen und Qualitätssicherung vereinbar? Wie hat man sich ein Qualitätsförderungsprogramm vorzustellen? Wie kann Qualität in der medizinischen Versorgung gemessen werden?

Mit solchen Fragen beschäftigten sich die Teilnehmer des gut besuchten Seminars für die Leitung von psychiatrischen Institutionen, das in Thun stattfand. Organisiert wurde die Tagung von den Berufsorganisationen der Chefarzte, der Verwaltungsleiter und der Pflegedienstleiter der psychiatrischen Institutionen der Schweiz unter der Leitung der Vereinigung Schweizerischer Krankenhäuser Veska.

Die 120 Teilnehmer sind von der Einführung von Qualitätsförderungsmaßnahmen im Interesse einer bestmöglichen Betreuung des Patienten überzeugt. In zahlreichen Kliniken sind Projekte und Messinstrumente im Entstehen. Ziel ist es, ein umfassendes, berufsübergreifendes Qualitätsmanagement zu erreichen.

Wie Veska-Präsidentin Nationalrätin *Trix Heberlein* betonte, muss verhindert werden, dass die Behörden Gesetze und Verordnungen erlassen, die an der Praxis vorbeiziehen. Deshalb sei es wichtig, dass sich Berufsleute aus dem Gesundheitswesen – wie an der Thuner Tagung – in interdisziplinären Seminaren und Arbeitsgruppen zusammensuchen, um praxisbezogene Kriterien für die Qualitätssicherung in Behandlung und Pflege festzulegen.